

„Sag’ mir, wo die Väter sind ...“

Im Fürther Mutter-und-Kind-Heim kamen vor 50 Jahren auch Kinder amerikanischer Soldaten zur Welt

„Einrichtung für arbeitsentwöhnte Frauen in truppenbesetzten Gebieten zum Zwecke der Resozialisierung“. Unter dieser Bezeichnung wurde das Fürther Mutter-und-Kind-Heim im Jahr 1955 gegründet. Will heißen: Gerade junge Mädchen, die ein Kind von von einem amerikanischen Soldaten erwarteten, kamen zur Entbindung hierher. Nach der Geburt wurden die Babys gewöhnlich zur Adoption freigegeben.

Geradezu schockiert reagierte die Frau in den besten Jahren – nennen wir sie Renate Krautner – als sie diesen Namen das erste Mal las. Sie selbst war vor einem halben Jahrhundert dort geboren worden. Sie weiß von ihrem Vater nur dessen Namen, die Einheit, bei der er stationiert war, und seine Heimatstadt.

Das Fürther Haus, getragen und gegründet von einem Freundeskreis des Deutschen Evangelischen Frauenbundes, Landesverband Bayern, war meist die Endstation vieler Träume für die jungen Mütter. „Sie hofften oft, auf diese Weise aus ihrem Milieu herausgeholt zu werden und nach Amerika zu kommen“, erklärt Reiner Popp, der heutige Heimleiter, der seit 26 Jahren dort arbeitet. „Eine Heirat über’s Wochenende war etwa in Dänemark durchaus möglich.“ Wenn auch nicht sehr häufig.

Ablehnung von allen Seiten

Nicht immer seien es verlassene Frauen, die ihren Kindern ein dunkles Familiengeheimnis hinterlassen haben, ergänzt Heidemarie Bienentreu vom Verein „familie international“, der die verlorenen Väter sucht. Manchmal hätten die werdenden Mütter selbst aus Angst oder weil der Druck aus ihrer Umgebung zu stark geworden sei, nicht getraut, den entscheidenden Schritt in die Fremde mitzugehen.

Oder es gibt Frauen, die lange in den Vereinigten Staaten leben – oft schon längst nicht mehr mit dem Mann, den sie damals in Franken kennen gelernt haben – aber vor der Abreise ihr Kind zur Adoption freigegeben haben. Da werden nicht mehr nur die Väter, sondern gleichzeitig auch die Mütter gesucht. Jeder Fall ist anders gelagert, ‚typische‘ Schicksale gibt es fast gar nicht.

Weitere schwangere Frauen kamen meist aus gut situierten dörflichen Familien ins Fürther Heim.

Offiziell besuchten sie „eine Tante in der Stadt“, um die Folgen ihres Fehltritts nicht sichtbar werden zu lassen. Auch hier endete die Geschichte in aller Regel mit einer schnellen Adoption des Neugeborenen. Oder vielmehr: Sie begann erst damit. Renate Krautner hat heute noch Kontakt zu einer Bekannten, die auf diese Weise geboren wurde. Zumindest kann sie sich mit ihr über ihre Herkunft austauschen. Gerade die Töchter suchen nach ihrer Herkunft.

Heute heißen die Wohnheime schlicht nach ihrer Adresse „Frühlingsstraße“. Immer noch halten junge Mädchen auf den Fluren ihre neugeborenen Kinder im Arm. Neben einer Schwangerschaft seien Überschuldung oder fehlende Beziehungsfähigkeit so gravierend, dass die Jugendämter eine Betreuung für nötig halten, berichtet Reiner Popp.

Während sich in den Fürther Wohnheimen viel geändert hat, suchen inzwischen ehemalige Soldatenkinder wie Renate Krautner ihre amerikanischen Väter. Ihre Adoptiveltern hatten nie darüber gesprochen, doch immer mehr fielen ihr Ungereimtheiten in ihrer Biografie auf. Als ihre eigenen Kinder erwachsen waren, begann sie die Suche.

Erste Anlaufstelle für sie war wie oft der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes in München. Doch der Personenschutz bei ehemaligen Soldaten wird äußerst hoch gehalten. Für deutsche Organisationen ist eine Auskunft fast unmöglich. Die Rot-Kreuz-Mitarbeiter können nur ihre Anfrage an ausländische Hilfsorganisationen weitergeben. Fehlende Meldegesetze und nur lückenhaftes Wissen über die Väter vervollständigen die Schwierigkeiten.

„Viele wissen überhaupt nichts von dem Soldaten, mit denen sie einmal ein Verhältnis hatten“, bestätigt Monika Frank aus der Presseabteilung vom Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Europa mit Sitz in Wiesbaden. „Oft kennen sie nicht einmal dessen Nachnamen.“ Oder sie haben ihn verdrängt. Informationen über Geburtsdatum oder Bezeichnung der stationierten



Artikel in den Fürther Nachrichten vom 1955 über die Eröffnung des Mutter-Kind-Hauses und Betreuerinnen der ersten Stunde. Repr.: Wohnheime Frühlingsstraße Mitte: Der jetzige Heimleiter Reiner Popp. Foto: Borée

Einheit gäbe es nur wenig. Anfragen könnten kaum bearbeitet werden, da keine Personaldaten von Soldaten, die in Deutschland stationiert waren, freigegeben werden. Es bleiben nur private Suchdienste oder eine Suchmaschinenabfrage bei einem ungewöhnlichen Namen. Immer mehr spezialisierte Datenbanken helfen.

Der Verein „familie international“ mit Sitz in Frankfurt am Main ist Teil eines internationalen Verbandes. Daher kann er auf Kooperationspartner überall auf der Welt zurückgreifen. In den Vereinigten Staaten kümmert sich eine Zweigstelle in Baltimore um weitere Nachforschungen. Heidemarie Bienentreu, die von Frankfurt aus seit 1995 Suchmeldungen bearbeitet, berichtet ebenfalls von den Schwierigkeiten, die der amerikanische Personenschutz mit sich bringt.

Um die vertrauensvolle Zusammenarbeit nicht zu gefährden, werden nähere Informationen, die

Gesuchte identifizieren könnten, nur mit dessen Einverständnis weitergegeben. „Auch für sie bricht oft eine Welt zusammen“, ergänzt sie. „Allerdings lehnt letztlich nur ein kleiner Prozentsatz von ihnen den Kontakt ab.“

Ähnlich arbeitet der Suchdienst der Heilsarmee: Er vermittelt ebenfalls einen Kontakt nur bei Zustimmung des Gesuchten. Er wird allerdings erst tätig, wenn eine Vaterschaftsanerkennung vorliegt – also nichts für Renate Krautner. Außerdem erklärt Oberstleutnant Erika Siebel aus Kassel, dass mindestens der vollständige Name, Geburtstag und Geburtsort des Gesuchten bekannt sein muss. Erst dann geben sie die Anfrage weiter.

„Familie international“ begleitet auch den Kontaktaufbau zwischen Suchendem und Gesuchten. Bei Renate Krautner konnten sie zumindest einen amerikanischen Bruder finden.

Zunächst fungiert der Verein als ‚Briefkasten‘ zwischen beiden Parteien. Langsam wird ein direkter Kontakt gewagt.

Heidemarie Bienentreu behält auch die Suchenden im Blick: In der Regel seien sie wie Renate Krautner zwischen 40 und 60 Jahren alt – stehen mitten im Leben und gleichzeitig meistens an einem wichtigen Abschnitt ihrer Biografie. „Der Tod der Mutter oder der Adoptiveltern kann genauso eine Rolle spielen wie die Fragen eigener Kinder“, erklärt die Betreuerin. Nach einer kurzen Pause fügt sie hinzu: „Selbst bei einem Misserfolg bringt es dem Suchenden Ruhe, zumindest alle Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben.“

Und die Arbeit geht weiter: „Wir beobachten genau die aktuellen Konflikte mit internationaler Beteiligung. Dorthin werden die Suchanfragen nach Vätern in den kommenden Jahrzehnten kommen“, schließt Heidemarie Bienentreu. Susanne Borée